

SIGRID MAHLKNECHT EBNER · KATHARINA WEISS

Starke Frauen

bewegende Geschichten

Südtirolerinnen
erzählen



ATHESIA

Inhalt

Sehnsucht nach daheim

Jolanda, Jahrgang 1937, Obervinschgau	7
Kindertage	9
Jugendfreud	12
Jugendleid	14
Die neue Welt	18
Südtirol – ich bin wieder da!	24

Die Fassmalerin

Marianne, Jahrgang 1938, Grödenal	29
Sieben Schwestern	30
Ausbildung und erste Arbeitsjahre	37
Die Heiratsvermittlung	43
In Bozen	48
Großes Glück im Leben	54

Heimweh

Maria, Jahrgang 1941, Bergdorf bei Bozen	55
Krieg	55
Armut	56
Das Dienstmädchen	63
Die Krankenschwester	73
Glaube	77

Die Walsche von und zu Habenichts

Enrica, Jahrgang 1941, Bozen/Eisacktal	79
Von der Stadt ins Dorf	83
Von Feuerteufeln und richtigen Teufeln	87
Das Kind ist ein Ungeheuer	90

Von Unkeuschheit und Todsünde – und einem Pfarrer	92
Kinderfreud, Kinderleid	96
Vom Bügeln und Kochen und einem Nachbarn – dem Hallervater	103
Von Gröden nach Bozen und wieder zurück – Ein Hin und Her	110
Schnupperstunde in einer neuen Welt	114
Gröden und immer wieder Gröden	116
Kindsein ist schwer – Erwachsensein noch viel mehr	119

Die Häuserin

Elisabeth, Jahrgang 1947, Dorf bei Meran	127
Meine Kindheit auf dem Bauernhof	127
Die blutjunge Häuserin	135
Veränderungen	138
Die Ersatzmutter	144
Gute und schlechte Tage	150
Die letzten Häuserinnen	155

Von Lebenden und Toten – die Geschichte einer Mesnerin

Berta, Jahrgang 1948, Pustertal	159
Das Leben in der Ferne	160
Die Rückkehr	164
Das neue Leben in der alten Heimat	167
Kinder, Küche, Kirche – und eine Mesnerei	172
Mein Mann	176
Von Lebenden und Toten	181

Glossar	186
---------------	-----

Sehnsucht nach daheim

Jolanda, Jahrgang 1937, Obervinschgau

„Hoffen wir, dass dieses Hundewetter bald aufhört“, murmelte der Knecht und blickte angstvoll hinauf auf den Berg. Es regnete bereits seit Tagen ununterbrochen. Heute jedoch war der Himmel nicht grau, sondern milchig hellgelb, und die Luft war warm. „Das gefällt mir gar nicht. Wenn es da oben in den Hängen schauert, dann helfe uns Gott“, flüsterte der Bauer, der das Schauspiel mit ernster Miene beobachtete.

Plötzlich hörten sie ein tiefes Grollen und sahen, wie eine gewaltige Masse aus Erde, Steinen und Geröll unaufhaltsam den Hang hinunterstürzte. Wie Zündhölzer knickten Bäume um und wurden mitgerissen. „Schnell, alle weg von hier!“, schrie der Bauer, so laut er konnte. Die Bäuerin, die mit den Kindern in der Stube gebetet hatte, packte das Kleinste unter ihren Arm, während die anderen Geschwister bereits zum Vater liefen. Sie flüchteten vom Hof und waren vorerst froh, mit heiler Haut davongekommen zu sein.

Am nächsten Tag jedoch erkannten sie das ganze Ausmaß der Katastrophe. Hof und Stadel, alles, was die Familie besessen hatte, war unter einer dicken Schicht aus Schlamm und Steinen begraben und unwiderruflich zerstört. Ohne Heim und Geld waren der Bauer und die Bäuerin gezwungen, als Knecht und Dirne ihr Auskommen zu suchen. Die Kinder traf es noch härter. Sie verloren mit dem Unglück nicht nur ihr Zuhause, sondern auch ihre Eltern. Alle Geschwister wurden getrennt und ausgelöhnt,

das heißt, dass sie zum Arbeiten auf verschiedene Höfe geschickt wurden.

So kam meine Mutter als kleines Mädchen von Prutz in Nordtirol in den Obervinschgau nach Prad. Sie hatte Glück im Unglück, denn eine Familie nahm das Mädchen freundlich auf. Mit der Zeit überdeckte die Arbeit ihre Trauer, die Sehnsucht nach ihren Eltern und Geschwistern verblasste mit jedem Tag, der verstrich, ein bisschen mehr, sodass ihr am Ende kaum Erinnerungen an die eigene Familie blieben.

Mich, Jolanda, hat sie 1937 in Prad zur Welt gebracht. Ihre Ziehmutter nahm mich mit der gleichen Freude auf, wie sie selbst einst aufgenommen worden war, und wurde meine Oma, die Nandl. Die Tatsache jedoch, dass meine Mutter in Italien angenommen worden war, aber die österreichische Staatsbürgerschaft besaß, wurde mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zunehmend zu einem Problem.

1939, ich war gerade zwei Jahre alt, beschloss sie, wieder nach Nordtirol zurückzukehren. Die Nandl meinte nachdenklich: „Die Jolanda ist noch so klein. Lass sie hier bei uns auf dem Hof und hol sie erst dann zu dir, wenn du eine Wohnung und einen Arbeitsposten gefunden hast.“ Sie hatte recht, und meine Mutter war froh darüber, denn es war klar, dass sie mit einem kleinen Kind in dem fremden Tirol noch schwieriger eine Arbeit finden würde. So fuhr sie allein über die Grenze.

Niemand ahnte in diesem Moment, dass bis zu unserem nächsten richtigen Wiedersehen ganze 20 Jahre vergehen würden. Meine Mutter wanderte zwar noch mehrmals illegal über die Berge, um nach mir zu sehen, doch der Krieg machte die Grenze schließlich unpassierbar. Ich blieb weiterhin in Prad, und sie lebte fortan in Innsbruck.

Kindertage

Meine Kindheit war schön. Ich wusste natürlich, dass ich ein angenommenes Kind war, doch die Nandl und ihr Mann waren immer gut zu mir. Sie arbeiteten viel und schimpften nur selten. Nie gaben sie mir das Gefühl, nur ein angenommenes Kind zu sein. Im Gegenteil: Die Nandl beschenkte mich mit Spielsachen, von denen die meisten Kinder im Dorf nur träumen konnten. In meiner Kammer stand ein Puppenhaus aus massivem Holz mit einer kompletten Zimmerausstattung und dazugehörendem Sortiment. Von den Schälchen und Tellerchen über das Miniaturbesteck bis hin zu den Töpfchen in der Küche – mein Puppenhaus war perfekt eingerichtet. Kein Wunder also, dass ich viele Freundinnen hatte, die immer nur bei mir zu Hause spielen wollten. So manches kleine Geschirr stand nach ihrem Besuch allerdings nicht mehr im Schränkchen.

Gemeinsam mit meinen Freundinnen besuchte ich den italienischen Kindergarten, und 1944 kamen wir in die Schule. Hier wurden wir in deutscher Sprache von deutschsprachigen Lehrern unterrichtet. Nach fünf Jahren beendete ich die Volksschule und lernte weitere drei Jahre lang in der Handelsschule in Mals.

Die politischen Wirren jener Tage kümmerten uns Kinder wenig. Auf unserem Hof, das wussten meine Freundinnen, wurde immer viel getanzt und gesungen, und ich war so stolz, als Einzige in unserer Gruppe tanzen zu können. Das hatte ich bereits mit vier Jahren gelernt. Wir trafen uns auf der Tenne, und ich zeigte den anderen, welche Schritte zum Walzertakt gehören. Ein Sohn meiner Zieheltern spielte sogar so gut die Ziehorgel, dass er als Musiker auf Bällen auftrat. Wenn er am Sonntag auf dem Hof war, packte er

nach dem Mittagessen seine Ziehorgel aus, der Stubentisch wurde kurzerhand in die Ecke geschoben. Wir waren zwar viel mehr Weiberleute als Männer, denn die waren ja im Krieg, doch das war uns gleich. Wir schoben und zogen uns zu den Polka- und Walzerklängen durch die Stube und genossen den einzigen arbeitsfreien Tag der Woche.

Viel Zeit zum Kindsein hatten wir jedoch nicht, denn auf jedem Hof gab es so viel Arbeit, dass wir Kinder bereits in jungen Jahren mithelfen und tun mussten, was uns aufgetragen wurde. Ein Grundsatz, der mir hier eingetrichtert wurde, hat mich mein ganzes weiteres Leben begleitet: Du tust, was du kannst, und was du nicht kannst, das muss trotzdem gemacht werden.

Während der Kriegszeit hielten wir nur Ziegen, die uns mit frischer Milch und Fleisch versorgten. Doch auch in dieser Zeit mussten wir keinen Hunger leiden, denn eine meiner Ziehschwestern arbeitete in einem Lebensmittelgeschäft. Da viel unter der Ladentheke getauscht wurde, wollte sich jeder mit den Ladnerinnen gut stellen, und so durfte meine Ziehschwester immer gute Sachen mit nach Hause nehmen. An Brot mangelte es ebenfalls nicht. Das erhielten wir von unserem Nachbarn, dem Bäcker. Er kam immer heimlich in unser Haus, denn wir besaßen ein Radio, und gemeinsam wurde der BBC-Sender gehört. Ich sehe die Szene noch vor mir, als sei sie erst gestern geschehen, denn für mich als Kind sah es so aus, als würden diese großen Männer und Frauen geradezu in den dunklen Kasten kriechen, um nur ja alles zu hören. Als Schweigegeld gab es Brot.

Nach 1945 kam mit vier bis fünf Kühen, Pferden, Schafen und Schweinen wieder Leben in unseren Stall. Nicht zu vergessen: Es gab auch jede Menge Hühner. Einen Winter lang haben im Stall sogar ganze 26 Schafe überwintert.

Kurz vor Weihnachten wurde geschlachtet. Für uns Kinder war das erschreckend, gleichzeitig aber auch faszinierend. Jedes Teil des Tieres wurde gewissenhaft verarbeitet, und wir lernten, dass nichts verloren gehen durfte. Wir machten viel Sülze, der Großteil des Schweinefleisches wurde jedoch geselcht, zu Würsten und Speck verarbeitet und später in die Selchküche gehängt. Eine gute Selchküche war etwas wert in jenen Tagen. Unsere jedenfalls war weitem bekannt, sodass hier nicht nur unser Speck und unsere Würste von der Decke hingen, sondern auch jene von vielen anderen Leuten des Dorfes. Wie üblich packte ich mit an, wo ich gerade gebraucht wurde. Eine bestimmte Arbeit jedoch übernahm ich nur einmal: das Rühren des warmen Blutes. Der süßliche Geruch des frischen Blutes war für mich unerträglich, ich musste passen. Die Blutwurst und die Blutknödel, die dann daraus gemacht wurden, habe ich allerdings gegessen.

So wuchs ich in einer Welt auf, in der Kindheit und Arbeit Hand in Hand gingen. Das stetige Tun auf dem Hof lehrte mich frühzeitig den Wert von Fleiß und Gemeinschaft zu erkennen, auch wenn ich mich manchmal danach sehnte, einfach nur ein Kind zu sein und unbeschwert spielen zu können. Als meine Ziehschwester beschloss, ihr eigenes Lebensmittelgeschäft zu eröffnen, wurden die Kühe und Pferde verkauft. Mit dem Geld konnte die Einrichtung des neuen Ladens bezahlt werden. Finanziell war es für mehrere Jahre jedoch nicht möglich, wieder neue Tiere anzukaufen. Da zum Hof viel Grund und Boden gehörte, auf dem Heu gemacht werden konnte, wurden die Kühe von anderen Bauern auf Futter genommen. Als Gegenleistung konnten wir die Kälber behalten. So füllte sich der Stall langsam wieder. Das neue Lebensmittelgeschäft bedeutete

für mich jedoch auch mehr Arbeit, denn es war selbstverständlich, dass ich hinter der Ladentheke eingesetzt wurde.

Jugendfreud

Die Jahre vergingen, der Krieg war vorbei und die Grenzen wieder offen. Meine Mutter wohnte immer noch in Innsbruck. Sie hatte ein weiteres Kind bekommen, ein Mädchen. Wir hörten uns zwar gelegentlich, doch es war klar, dass in ihrem neuen Leben in Nordtirol kein Platz mehr für mich vorgesehen war. Ich litt nicht unter dieser Situation, denn es ging mir gut bei meinen Zieheltern. Zudem brauchten sie auch meine Hilfe. Die Nandl kochte mittlerweile nur noch, wenn es unbedingt nötig war. Zum Beispiel dann, wenn auf dem Feld das Korn geschnitten und das Moos für die Schafe und Rösser gesammelt werden mussten. Diese Gründe und Felder befanden sich weiter entfernt in Tschengls und Schluderns. Bei dieser Arbeit blieben wir den ganzen Tag lang fort und kamen erst am späten Abend wieder auf den Hof nach Prad zurück. Ich erinnere mich sogar noch daran, wie mit den Dreschflegeln gedroschen wurde. Doch diese anstrengende Arbeit ist lange her. Das Korn wurde gelagert und erst dann gedroschen, wenn die Feldarbeit fertig war. Später hat die Gemeinde eine öffentliche Dreschmaschine angekauft, und die Bauern erhielten fixe Zeiten, zu denen sie dreschen durften. Dies war meistens in der Nacht zwischen vier und fünf Uhr morgens.

Ich war hauptsächlich in der Küche zu finden. Mit 14 Jahren kochte ich bereits täglich für neun Personen, half im Haushalt und auf dem Feld mit, später dann auch im Geschäft

der Ziehschwester. Nur im Stall musste ich nie mithelfen. Dorthin ging ich nur, um das Ross zu holen, wenn wir aufs Feld gingen.

Neben Mus, Brennsuppe, Graupensuppe und Riebel standen oft Knödel auf dem Speiseplan, letztere gleich in mehreren Varianten. Die Nandl mochte den Speck in den Knödeln nicht. „Die gebratenen Speckstückchen sind viel zu hart für meine Zähne“, meinte sie. „Dann nehmen wir eben eine weiche Mortadella aus dem Geschäft“, antwortete meine Ziehschwester. Und so wurden der Anschnitt und das Ende der Mortadella klein geschnitten und in die Knödel eingearbeitet. Zu Festtagen gab es die Mortadella sogar in Form von Schnitzeln, sie wurde dann in dicke Scheiben geschnitten und paniert. Das hat allen geschmeckt. Auch die Brennsuppe musste ich immer zweimal kochen, eine dickflüssige für die Männer und eine dünne Variante für uns Frauen. Die Männer schütteten noch Wein in ihren Teller, wir Frauen aßen Brotstückchen dazu.

Mit 16 war ich zum ersten Mal verliebt. Er war auch aus Prad, und wir trafen uns so oft wie möglich, und schließlich wiederholte sich die Geschichte wie 16 Jahre zuvor bei meiner Mutter: Ich wurde schwanger. Ich war entsetzt, konnte es kaum glauben und getraute mich nicht, die Schwangerschaft der Nandl und dem Bauern zu beichten. Doch dann war er da, der Tag, an dem es nicht mehr möglich war, meinen Umstand zu verbergen. Unter Tränen erzählte ich, wie es um mich und das wachsende Leben in meinem Bauch stand.

„Ach, du lieber Himmel, das ist nun wirklich nicht das Schlimmste“, meinte die Nandl nur und winkte ab. „Ihr seid ein schönes Paar, und so, wie er dich anschaut, werdet ihr sowieso heiraten, sobald du volljährig bist.“

Erleichterung, Freude, Dankbarkeit – in diesen Sekunden schossen so viele Gefühle durch meinen Kopf. Ich war froh, ein Teil dieser Familie zu sein, die selbst in solch einer schwierigen Situation zu ihrer Ziehtochter hielt. „Eine Bedingung haben wir allerdings“, fuhr die Nandl fort. „Wenn das Kind zur Welt kommt, musst du den Namen des Vaters angeben.“

Und so geschah es. Der Junge kam am 9. August, acht Tage vor meinem 17. Geburtstag, zur Welt und erhielt den Nachnamen des Vaters. Ich blieb mit dem Kind weiterhin auf unserem Hof wohnen, denn die viele Arbeit musste nach wie vor erledigt werden. Das war mir nur recht, denn, anders als meine Leute, war die Mutter meines Freundes ganz und gar nicht glücklich über diese Beziehung. „Ausgerechnet ein Mädchen muss es sein, das ganz und gar nicht zu uns passt“, schimpfte sie und ließ keine Gelegenheit aus, mich bei ihrem Sohn schlecht zu machen. Die ständige Missgunst und Kritik der Frau brauchten eine Weile, doch dann gingen sie auf wie die Knospen im Frühling und trug schon bald erste Früchte. Mein Freund interessierte sich immer weniger für mich. Die Zuneigung und Liebe, die er mir einst entgegengebracht hatte, schwand zusehends. Stattdessen wurde unser gemeinsames Kind immer häufiger von der Großmutter abgeholt.

Jugendleid

Den Januar 1957 werde ich in meinem ganzen Leben nie vergessen. Es war einer der schlimmsten Momente in meinem Leben und sollte dieses auch für immer verändern. Im Dezember hatte meine Ziehschwester ihr viertes Kind

zur Welt gebracht. Mit meinem eigenen zweijährigen Sohn waren innerhalb weniger Jahre insgesamt fünf Kinder auf dem Hof geboren worden. Diese Situation war bereits herausfordernd genug, doch die Dinge sollten sich noch weiter zuspitzen. Ein Lebensmittelgeschäft in der Umgebung hatte geschlossen, was dazu führte, dass wir im Geschäft plötzlich mit einer Flut von Kunden konfrontiert waren. Die Arbeit schien kein Ende zu nehmen, und die Anforderungen überstiegen bei Weitem das, was wir bewältigen konnten.

Selbst am Heiligen Abend waren wir bis zwei Uhr morgens damit beschäftigt, Geschenke für unsere Kunden einzupacken. Die Nandl, die so gut es ging, für uns kochte und sich um die Kinder kümmerte, war eine große Hilfe, doch es schien, als sei alles verhext. Egal, wie sehr wir uns bemühten: Eines der Kinder schrie immer, und die ständige Unruhe zehrte an unseren Nerven. Ich war so erschöpft, dass ich an einem Nachmittag einfach kurz die Augen schließen musste. Ich legte mich über zwei Stühle und schlief ein.

Auch im Nebenzimmer schliefen zwei Kinder, darunter auch mein Sohn. Die beiden wachten auf und weinten. Ich hörte nichts. Sogar dann, als ihr jammervolles Geschrei durch das Haus hallte, rührte ich mich nicht. In diesem Moment entschied die Nandl, dass es an der Zeit war zu handeln. Sie nahm meinen Buben und ging mit ihm zum Hof meines Freundes. „Wir haben so viel Arbeit“, meinte sie zur Bäuerin, „dazu auch noch das Kind – lange hält das die Jolanda nicht mehr aus. Kann der Bub nicht einfach während der Feiertage bei euch bleiben? Danach wird es wieder ruhiger, und wir holen ihn wieder ab.“

Die Familie meines Freundes stimmte zu, natürlich durfte der Bub während der Feiertage bei seinem Vater bleiben. Ich war froh, etwas entlastet zu sein, doch ich

vermisste den Kleinen und freute mich jeden Tag auf den Moment, ihn wieder in meine Arme schließen zu können.

Glücklich machte ich mich nach den Festtagen auf den Weg zum Hof, um meinen Jungen wieder nach Hause zu holen. Ich klopfte an die Tür des großen Bauernhauses. Die Bäuerin selbst öffnete mir, sah mich kurz an und schüttelte den Kopf. „Der Bub bleibt jetzt bei uns, den lassen wir nicht mehr fort. Schau bloß, dass du weiterkommst und lass dich auf diesem Hof nicht mehr blicken!“, sagte sie mit einer Kälte in der Stimme, die mir das Herz schwer machte. Mit einem ruckartigen Schwung knallte sie die Tür vor meinen Augen zu. Ich stand vor dem Haus wie gelähmt und ohne auch nur einen Blick auf mein Kind erhaschen zu können.

Langsam begriff ich, was soeben geschehen war, und mir war, als würde die Welt um mich herum stillstehen. Das durfte doch nicht wahr sein! Ich wollte mein Kind abholen, meinen Jungen. War es denn nicht mein Recht, ihn bei mir, seiner leiblichen Mutter, zu haben? Ich klopfte noch einmal. Doch die Tür blieb geschlossen und die Bäuerin hart. Sie hatte entschieden, mir meinen Sohn zu nehmen. Sie hatte die Macht, und sie wusste, dass ich machtlos war. Schließlich trug mein Sohn den Nachnamen seines Vaters, damit war rechtlich gesehen alles in bester Ordnung. Vielleicht hätte ich etwas dagegen unternehmen können, doch ich war erst 19 Jahre alt und viel zu jung, um mich zu wehren. Meine Ziehfamilie war zwar auf meiner Seite, doch letztendlich konnten auch sie nichts unternehmen. Der Junge kam nie mehr zurück.

Nach einiger Zeit kehrte wieder der Alltag ein, jeder ging seiner Arbeit nach, als sei nichts geschehen. Nach außen hin arbeitete ich weiter im Haushalt und im Geschäft, innerlich aber war etwas in mir gebrochen. Ich litt sehr unter dieser Ungerechtigkeit. Das Gefühl, ausgeliefert zu

sein, ließ mich nicht mehr los. Es war, als ob mir das Fundament unter den Füßen weggerissen worden wäre. Viele Gedanken rasten ständig durch meinen Kopf. Wie konnte es sein, dass ich so hilflos war? Ich fühlte mich betrogen und verraten. Zweifel kamen auf, denn ich hatte nicht nur mein Kind verloren, nein, auch meine Sicht auf die eigene Familie wurde zunehmend kritischer. Hatte ich denn nicht immer, ohne zu murren und zu mucken, alles für diese Familie getan? Hatte ich für meine Arbeit je eine einzige Lira erhalten? Nein, das hatte ich nicht, und es wäre mir auch nicht eingefallen, danach zu fragen. Als angenommenes Kind war ich in der Überzeugung aufgewachsen, immer dankbar sein zu müssen. Doch nun war ich kein Kind mehr. Die Familie war nicht meine leibliche Familie, und ich hatte das Gefühl, dass ich, wenn es hart auf hart kam, eben nicht dazugehörte. Also war dies hier auch nicht meine richtige Heimat. Zu meiner Trauer gesellte sich eine Wut, die immer höhere Wellen schlug.

Zwei Jahre später kam es zu einem Zwischenfall, der mein weiteres Leben verändern sollte. Es war ein scheinbar harmloser Tag. Ich stand an der Tür zum Geschäft, das einige Stufen erhöht war, und scherzte mit einem jungen Burschen aus dem Nachbardorf Schluderns. Er saß auf seiner Vespa, und wir scherzten herum. Der Mann meiner Ziehschwester hat die Szene vom Fenster aus beobachtet. Es störte ihn, dass wir gemeinsam lachten und schäkerten, und er rief laut aus dem Fenster, ich solle sofort zu ihm kommen. Ich aber sah keinen Grund, mich zu beeilen, und redete weiter mit dem jungen Mann.

Plötzlich stand der Mann meiner Ziehschwester vor mir und verpasste mir ohne Vorwarnung eine Ohrfeige, die so heftig war, dass sie mich für einen Moment aus der Fassung

brachte. Der Schmerz wäre leicht zu ertragen gewesen, doch ich schämte mich sehr vor dem jungen Burschen. Diese Demütigung und das Gefühl der Ungerechtigkeit, das schon lange unter der Oberfläche gährte, kochten in diesem Augenblick in mir hoch. Ich sagte kein Wort und ging in das Haus nach oben, so wie er es von mir verlangt hatte. Dann aber brach es aus mir heraus: „Weißt du was! Den Buben habt ihr mir genommen, eine Heimat habe ich auch nicht, und ich werde ganz bestimmt nicht mehr hier umsonst tagaus, tagein für euch buckeln. Morgen, spätestens übermorgen, bin ich weg! Denn schlagen kannst du deine Kinder, aber mich nicht.“

Erschrocken sah er mich an, denn er hatte mich noch nie so zornig erlebt. „Nein, nein, so habe ich das doch nicht gemeint“, wehrte er ab, „diese eine Watschn wirst du doch wohl nicht ernst nehmen.“ Doch es war zu spät. Ich hatte meine Entscheidung getroffen. Schließlich meinte er: „Nun, wenn du wirklich fortgehen willst, dann warte damit wenigstens noch so lange, bis meine Frau ihre neuen Zähne bekommt.“ Diese hatte sich nämlich gerade die Zähne ziehen lassen und wartete auf ihr neues Gebiss. So konnte sie im Geschäft nun wirklich nicht auftreten. Das leuchtete mir ein: „Nun gut, dann bleibe ich eben so lange, bis sie ihr Gebiss bekommt. Dann aber bin ich weg.“ Der Moment, für mich selbst einzustehen und den Schritt in eine ungewisse, aber neue Zukunft zu wagen, war gekommen.

Die neue Welt

Doch wohin hätte ich gehen sollen? Mir fiel nur ein Mensch ein, der mir in diesem Moment weiterhelfen konnte: meine

Mutter. Sie lebte immer noch in Innsbruck und arbeitete als Hausmeisterin in einem großen Wohnhaus im Stadtviertel Saggen, wo sie eine kleine Wohnung im Tiefparterre bewohnte. Ihre Aufgaben umfassten die Reinigung des Treppenhauses und des Hausgangs, und während der kalten Jahreszeit war sie auch für die Heizungsanlage zuständig. Ich erzählte ihr, was geschehen war, und dass ich um jeden Preis von Prad wegwollte. Nach einigen Überlegungen sagte sie, dass ich vorerst bei ihr wohnen könne. Der Gedanke, mit meiner Mutter zusammenleben zu können, war schön, und ich freute mich darauf, nach so vielen Jahren der Trennung wieder bei ihr zu sein. Doch die Realität holte mich sogleich und unsanft auf den Boden der Tatsachen zurück. Als sie mich in ihre Wohnung aufnahm, geschah dies vielmehr aus einem Gefühl der Pflicht und nicht der Freude. Wir hatten uns knapp 20 Jahre nicht gesehen – diese Kluft konnte nicht geschlossen werden. Meine Mutter war und blieb eine Fremde für mich, und umgekehrt war es genauso. Es erschreckte mich, dass sie auch sogleich einen Kostenbeitrag für die Wohnung verlangte.

Unser Verhältnis blieb angespannt und schwierig. Ich verstand bald, dass ich nicht lange bleiben sollte. Also musste ich dringend eine Arbeit finden. In dieser Situation konnte ich mir keine großen Ansprüche erlauben. Glücklicherweise fand ich bald im selben Stadtviertel eine Anstellung als Hausmädchen bei der Familie eines Ingenieurs. Das Gute daran war, dass ich im Haus der Familie ein Zimmer erhielt und nicht mehr so abhängig von meiner Mutter war.

Hier entdeckte ich eine völlig neue Welt, mit Menschen und Lebensweisen, die ich vorher in dieser Form nicht gekannt hatte. Der Mann hatte bereits dreimal den

Bund der Ehe geschlossen, seine Frau war schon zweimal verheiratet gewesen. Gemeinsam hatten sie eine große Familie mit insgesamt acht Kindern, die aus den verschiedenen Ehen stammten: vier aus seiner ersten Ehe, zwei aus der zweiten und zwei aus der dritten. Besonders zur Weihnachtszeit versammelten sich alle Kinder im Haus in Saggen, um gemeinsam zu feiern. Ich staunte, denn trotz vorangegangener Scheidungen und Krisen, ging es in dieser Familie sehr harmonisch zu. Hier lernte ich eine ganz neue Form des Zusammenlebens kennen. Nur die beiden jüngsten Kinder des Paares wohnten ständig im Haus. Um die beiden musste ich mich neben vielen anderen Dingen kümmern. Zum Beispiel musste ich einkaufen. Die Frau bat mich des Öfteren, einige Besorgungen zu erledigen. Als ich einmal den Zettel in die Hand nahm und die Liste der Zutaten durchlas, musste ich jedoch zugeben: „Es tut mir leid, aber das kann ich nicht lesen.“ Sie betrachtete den Zettel und begann zu lachen: „Oh je, das habe ich ja ohne nachzudenken in Stenografie geschrieben! Natürlich kannst du das nicht lesen.“ Ich lächelte und erwiderte: „Nein, nein. Ich habe nur ein einziges Wort nicht verstanden, den Rest der Liste habe ich schon verstanden.“ Es war wahr, denn während meiner Zeit an der Handelsschule in Mals hatte ich als Fach auch Stenografie belegt. Die Augen der Frau weiteten sich überrascht. Sie hätte sich nie vorstellen können, dass ein einfaches Hausmädchen in der Lage sein könnte, Stenografie zu lesen.

Es dauerte nicht lange, und ich hatte mich gut in den neuen Haushalt eingelebt. Einen Tag in der Woche bekam ich sogar frei. Doch weil ich in Innsbruck wenig Bekannte hatte, arbeitete ich lieber zwei Monate durch und besuchte dann für eine Woche meine Ziehfamilie in Südtirol. Mein

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
abrufbar: <http://dnb.d-nb.de>

Um die Privatsphäre der betroffenen Personen zu schützen, wurden einige
Namen und Ortsangaben geändert. Sie sind den Autorinnen bekannt.

1. Auflage 2025

© Athesia Buch GmbH, Bozen

Weinbergweg 7

I-39100 Bozen

buchverlag@athesia.it

Korrektorat: Katja Szimmat, Brunnthal

Umschlaggestaltung: Athesia-Tappeiner Verlag unter

Verwendung von Archivaufnahme 9-15040,

Amt für Film und Medien, Autonome Provinz Bozen

Autorenfotos: Alfred Tschager (Sigrid Mahlnecht Ebner)

und Andreas Tauber (Katharina Weiss)

Design & Layout: Athesia-Tappeiner Verlag

Druck: Finidr, Tschechien

Papier: Innenteil Munken Print White, Vorsatz Offsetpapier White

Gesamtkatalog unter

www.athesia-tappeiner.com

ISBN 978-88-6839-833-0

ISBN 978-88-6839-834-7 (e-Book)





Sigrid Mahlknecht Ebner wohnt in Girlan, Studium der Betriebswirtschaftslehre in Innsbruck, in der Südtiroler Landesverwaltung tätig. Verheiratet, zwei Kinder. Autorin der Bücher „Kluges Köpfchen“ (Athesia 2013), „Harte Jahre – starke Frauen“ (Athesia 2015), „Himmelschlüssel“ (Athesia 2017), „Fräulein, bitte zahlen“ (Athesia 2023) und „Der letzte Lagrein“ (federfrei 2025).



Katharina Weiss wohnt mit ihrer Familie in Rabland bei Meran, Studium der Politikwissenschaften und Geschichte in Innsbruck. Autorin der Bücher „Harte Jahre – starke Frauen“ (Athesia 2015), „Himmelschlüssel“ (Athesia 2017) und „Fräulein, bitte zahlen“ (Athesia 2023).

➤ Sechs Südtirolerinnen, geboren in den 1930er und 1940er Jahren, erzählen von den Schatten- und Sonnenseiten ihres Lebens. Krieg und Nachkriegszeit mit Armut, Hunger und Arbeitslosigkeit prägen ihre Kindheit und Jugend. Ihre Geschichten handeln von harter Arbeit, geringen Chancen auf Ausbildung, Ausgrenzung, Heimweh nach dem Elternhaus, aber auch der Enge alter Muster. Allen Hindernissen zum Trotz zeigen sie Stärke, gehen bewusst ihren eigenen Weg und erleben den Aufschwung des Landes nach diesen schwierigen Zeiten.

ISBN 978-88-6839-833-0



9 788868 398330
athesia-tappeiner.com

16,90 € (I/D/A)